

Am Horizont der Meere
Gala Dalí

Unda Hörner

Am Horizont der Meere
Gala Dalí

Roman

ebersbach & simon

Halb elf im Museum

New York, 53rd Street, halb elf am Vormittag. Durch eine gläserne Drehtür kreiseln die ersten Besucher ins *Museum of Modern Art* hinein, sie lösen Tickets an der Kasse und strömen in die Ausstellungsräume, zu van Goghs düsteren Zypressen und Monets zarten Seerosen, zu Andy Warhols Büchsentomaten und Picassos *Demoiselles d'Avignon*. Ein Kunsthistoriker mit Gefolge strebt in einen der Säle und bleibt vor einem kleinen Bild stehen. Smartphones werden gezückt, Fotos gemacht, dann erst wird genau hingesehen, was da eigentlich an der Wand hängt. Der Museumsguide räuspert sich.

»Salvador Dalís berühmtes Gemälde *Die Beständigkeit der Erinnerung*«, erklärt er, »ist 1931 entstanden und kam bereits drei Jahre später, also 1934, in den Besitz des MoMA. Es handelt sich wohl um Dalís bekanntestes Gemälde und begründet seinen internationalen Ruf als Maler des Surrealismus'.«

Die Gruppenteilnehmer stehen alle so da wie meistens Leute im Museum, Arme auf dem Rücken verschränkt, vornüber geneigt in Richtung des prominenten Bildes. Sie blicken ausdruckslos, verständig nickend zwischen Gemälde und Kommentator hin und her. Das Interesse auf den Gesichtern ist leicht mit Langweile zu verwechseln. Ein Museumswärter schiebt den Ärmel seiner Uniformjacke ein Stück nach oben und schaut auf seine Armbanduhr; bis zur Mittagspause ist es noch lange hin.

»Dalís Gemälde ist tatsächlich kaum größer als ein Blatt Papier. *Die Beständigkeit der Erinnerung* misst gerade mal 24 x 33 Zentimeter und erinnert in seiner präzisen, minutiösen Maltechnik, mit dem feinen Pinselstrich, entfernt an mittelalterliche Miniaturen. Dalí bevorzugte feine Rotmarderpinsel und Vergrößerungsgläser wie ein Uhrmacher bei der Arbeit.«

»Wie klein das Bild ist«, wirft ein Zuhörer ein, bevor der Guide anfangen kann, die schwarz glänzenden Ameisen auf einer der Uhren zu zählen, »ich habe es mir immer riesig vorgestellt, wie ein Altarbild.«

»Es ist zwar sehr klein, aber eine Ikone ist es trotzdem«, sagt der Museumsführer.

»Klar, weil sich alles Mögliche hineindeuten lässt«, spottet jemand. »Die größten Kunstbanausen können ihren Senf zu einem Dalí-Gemälde dazugeben. Dalí ist absolut massentauglich, sein ganzes Werk ist wie geschaffen für die Deko-Abteilung bei Woolworth. Und wie er seine Bilder zu Geld machen konnte, das wusste Dalí sehr genau.«

»Und was wäre daran so schlimm?«, fragt jemand anderes. »Ist das nicht ein überholtes, pseudoromantisches Klischee, dass der Künstler sein Leben lang ein armer Schlucker sein muss und Kunst keine Ware sein darf?«

»Betrachten wir das Gemälde doch mal im historischen Zusammenhang«, unterbricht der Kunsthistoriker etwas ungeduldig die aufziehende Debatte über den Warenwert der Kunst. »Eindeutig steht Dalí in einer Tradition mit der metaphysischen Schule, der Malerei eines Giorgio de Chirico. *Die zerrinnende Zeit*, so wird das Gemälde auch manchmal genannt, stammt aus einer Epoche, in der das Metaphysische umso bedeutsamer wurde, nicht nur, weil Freuds Lehren über das Unbewusste die Kunstwelt

beeinflussten, sondern auch, weil Einsteins Relativitätstheorie gerade alle Gewissheiten ins Wanken brachte, seine Erkenntnis von der Relativität der Zeit. Übersetzt könnte man auch sagen: von der Biegsamkeit der Uhren, den nicht mehr verlässlichen Konturen.«

Verständnisinniges Nicken. Die Leute schauen jetzt in den an eine schwarze Box erinnernden Bilderrahmen hinein wie durch ein geöffnetes Fenster.

»Im Hintergrund sehen wir die Felslandschaft an der Küste von Dalís katalanischer Heimat, der Bucht von Cadaqués«, fährt der Guide fort. »Diese geologischen Formationen, die Konturen der scheinbar ewigen landschaftlichen Kulisse, stehen in direktem Kontrast zu den Uhren, die alle eine andere, eine relative Zeit anzeigen.«

»Dalí selbst hat aber gesagt, diese Uhren wären nichts anderes als ein von Zeit und Raum verlassener Camembert«, unterbricht ein Mann, »angeblich hat er nach einem Abendessen allein am Küchentisch gegessen und einem langsam zerfließenden Weichkäse zugesehen. Dieses überaus erregende Geschehen brachte ihn auf die Idee zu dem Bild.«

Heiterkeit unter den Umstehenden, nur der Museumswärter hebt gelangweilt die Augenbrauen, die Anekdote mit dem Käse hat er schon etliche Male gehört.

»Vorsicht, was Dalí über seine Bildern so alles verbreitet hat, ist nicht immer ernst zu nehmen«, warnt der Guide.

Eine ältere Dame im Chanelkostüm ist zu hören: »Für Dalí begann in der Epoche, als er die weichen Uhren malte, eine ganz neue Zeitrechnung. Eine Frau war 1929 in sein Leben getreten, und ohne sie würde das Bild wahrscheinlich gar nicht hier hängen. Es hätte vielleicht noch nicht einmal einen Titel ohne sie.«

Romantik auf dem Zauberberg

Helena feierte Geburtstag, auf einer Torte 18 brennende Kerzen und aus Zuckerguss ihr Kosename: Gala.

»Auspusten«, riefen die beiden Brüder und die Schwester, »schließ die Augen und wünsch dir was dabei!«

Aber als Gala tief Luft holte, wurde sie von erbarmungslosem Husten geschüttelt. Frau Diakonova fürchtete, ihre Tochter würde auf der Stelle ersticken, und rief einen Arzt. Der eilte mit braunem Lederkoffer ins Haus, hieß Gala, ihre Bluse aufzuknöpfen, klopfte mit halb geschlossenen Augen ihre Brust ab, horchte lange in sein Stethoskop auf ihrem Rücken, ließ sie ein- und wieder ausatmen und tätschelte der jungen Patientin väterlich die blassen Backen.

»Eine kleine Lungenaffektation«, diagnostizierte er, »nichts allzu Ernstes, aber sie sollten die Angelegenheit auch nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

Galas Mutter war in Sorge: »Und wozu raten Sie, Herr Doktor?«

»Davos«, so die prompte Antwort, »schicken Sie Ihre Tochter zur Kur in die Schweiz. Hoch droben in der guten Luft, da könnte sie genesen.«

Davos, Frau Diakonova hatte schon von diesem Ort in den Bergen gehört, dessen hervorragendem Höhenklima man wahre Wunderwirkung nachsagte.

»Das Sanatorium von Clavadel ist sehr zu empfehlen, es liegt in einem Seitental von Davos«, sagte der Doktor und kritzelte eine Adresse auf ein Blatt seines Rezeptblocks, »in

Clavadel praktiziert der Kollege Bodmer, der schon vielen Lungenkranken geholfen hat.«

Gala horchte auf, ihr Herz schlug schneller. Sie sollte also zur Kur, weit fort, ins Ausland. Reisen, um gesund zu werden, nach Westen. Wer weiß, wie lange das dauerte, man hörte, dass so eine Kur Monate, wenn nicht Jahre in Anspruch nehmen konnte. Gala strich ihrer schwarzen Katze übers Fell. Das verschmuste Tier würde sie am meisten vermissen. Eine Kur im Ausland konnte aber auch eine Chance sein. Man hörte, kaum zu glauben, dass in den großen Sanatorien gern gefeiert und getanzt würde.

Der Lebensweg einer jungen Frau aus bürgerlichen russischen Kreisen war leicht vorauszusagen. Gala würde einen gut situierten Mann heiraten, der ihr ein bequemes, aber monotones Leben bot. Sie würde von ihm abhängig sein und keinen Beruf erlernen können, zwischen gelegentlichen Theater- und Opernbesuchen würde sie als Hausfrau und Mutter versauern wie Tschechows *Drei Schwestern* und allmählich wieder vergessen, was sie an Deutsch, Englisch und Französisch gelernt hatte. Russland war ein rückständiges Land. Eine Frau, die Bücher las, war ein Blaustrumpf und kriegte keinen ab, Männer fanden intelligente Frauen gefährlich. Frühe Lektüreerfahrungen hatten Gala gewarnt, in dicken Romanen stand, wie es Frauen erging, die in einer Liebschaft den Ausweg aus dem grauen Alltag suchten. Tolstois *Anna Karenina* war dem feinen Grafen Wronski auf den Leim gegangen; klar, dass dieser geschniegelte Adlige seine Geliebte sofort fallen ließ wie eine heiße Kartoffel, als er sich zwischen ihr und einer standesgemäßen Dame entscheiden musste. Vielleicht waren Männer aus anderen Ländern ja nicht so.

Der Doktor verabreichte Gala einen krampflosenden

Hustensaft. Als sie schließlich die Kerzen auf der Geburtstagstorte ausblies, schloss sie die Augen und wünschte sich was. Wer wusste schon, wer ihr in der Schweiz über den Weg lief.

Beim Abschied am Moskauer Alexander-Bahnhof, wo die Züge in Richtung Westen abfuhr, war Gala ein wenig mulmig. Zwischen dem Sanatorium in Davos und Galas Elternhaus in Moskau lagen rund 2500 Kilometer, zwei Tage und zwei Nächte im Takt der Bahnschwellen und dem stampfenden Rhythmus der Lokomotive. Sie war noch nie so weit gereist. Die weinende Mutter stand auf dem Perron und schwenkte ein großes Taschentuch. Gala hielt den Griff des Koffers, in dem sie ihre wichtigsten Habseligkeiten verstaute hatte, fest umklammert.

»Pass auf dich auf, und schreib uns gleich nach deiner Ankunft!« Die letzten Worte der Mutter gingen im Getöse unter, das in der Bahnhofshalle herrschte, bis unters Dach ohrenbetäubender Lärm von fauchenden und zischenden Dampfloks, von stampfenden Kolben und kreischenden Rädern auf den Schienen. Bitterer Dunst von Ruß, Maschinenöl und Kohle erfüllte die Luft.

Gala hustete, sie schluckte salzige Tränen herunter und wusste nichts zu sagen.

»Alles einsteigen, der Zug fährt gleich ab.«

»Versprich mir, dass du ganz gesund wirst«, rief die Mutter, »ich hab' dich lieb, mein Mädchen.«

Jetzt rollte doch eine Träne über Galas Gesicht. Aber schon als die Eisenbahn die große Halle verlassen und die Wolga überquert hatte, als die letzten Häuser am Stadtrand von Moskau in der Ferne verschwanden und der Zug zwischen Feldern und Datschen Fahrt aufnahm, legte sich

der schlimmste Husten, und Galas Tränen versiegeten. Sie hatte keine Lust auf Konversation mit Mitreisenden, einem grimmig dreinblickenden Mann mit Lammfellmütze und einer Papierossi rauchenden älteren Dame, die womöglich anfangen würden, ihre tragischen Lebensgeschichten vor ihr auszubreiten. Bevor jemand die Frage an sie richten konnte, was sie als blutjunge Frau so ganz allein auf Reisen machte, holte sie eine quadratische Schachtel aus ihrem Koffer, die ein handliches Schachspiel enthielt. Sie postierte das Brett auf ihren Knien, stellte die Figuren in die runden Vertiefungen der schwarzen und weißen Felder und begann, gegen sich selbst zu spielen. Sie hätte jetzt liebend gern einen Reisegefährten gehabt, einen Mitspieler auf Augenhöhe.

Beim Umsteigen in Landquart, kurz vor Davos Platz, ordnete Gala ihre vom langen Sitzen arg zerknautschten Kleider. Sie atmete tief durch, kalte Winterluft drang in ihre Brust, ein Schock für die an rußige Großstadtluft gewöhnten Lungen.

»Zur Rhätischen Bahn dort entlang«, wies ein Stationsvorsteher in merkwürdigem Deutsch den Weg zu einem schmalen Gleis, wo eine dunkelgrüne Bahn stand – wie aus dem Bilderbuch. Das Züglein tauchte in Tunnel ein, überquerte Viadukte, schnaufte die Berge hinauf durch den Wald und blieb zuweilen ganz stehen. Kräftige Männer schaufelten Schnee von den Schienen, bevor es weiterging. Die Äste der Fichten neben der Trasse bogen sich unter der weißen Last. Malans, Saas, Klosters, nach etlichen Stationen und langsam genommenen Kehren erreichte die Bahn Davos Platz. Dort leerte sich der Zug, vor dem kleinen hölzernen Empfangsgebäude wartete ein Automobil.

»Gäste des Sanatoriums Clavadel bitte hier!«

Die wenigen letzten Meter der Reise verbrachte Gala wie eine Königin in den weichen Ledersitzen des Autos. Nach kurzer Fahrt hielt es vor einem langgestreckten Gebäude voller Sonnenbalkons, ein Passagierdampfer, der in jenem Januar 1913 mitten im Gebirge vor Anker gegangen war.

Gala packte ihre Koffer aus. Stofftiere aufs Bett, Bücher auf den zierlichen, weißen Schreibtisch im Zimmer, Dostojewskis *Schuld und Sühne*, Tolstois *Anna Karenina* und seine *Kreutzerersonate*, Verse von Puschkin und Blok. Goldglänzende Ikonen, an denen sie schwer getragen hatte, fanden Platz an den Wänden. Der Kleiderschrank erwies sich als viel zu klein für die Garderobe, die Gala eingepackt hatte, all die feinen Kleider für Kurpromenade und Tanzvergnügen.

»Fräulein Diakonova?« Eine Schwester mit Häubchen steckte ungefragt den Kopf zur Tür herein: »Doktor Bodmer erwartet Sie morgen um 8 Uhr 30 zur Aufnahmeuntersuchung.«

In der ersten Nacht in Clavadel konnte Gala trotz der anstrengenden Reise kaum schlafen. Ein verwünschtes Konzert drang durchs Dunkel an ihr Ohr, aufgekratztes Kichern, rasselnder Husten und leiser Singsang hinter der Wand. Gala stand auf, zog sich ein Jäckchen übers Schlafgewand und öffnete das Fenster. Sie inhalierte die kalte Nachtluft und lauschte in den dunklen Forst hinein.

Auf den Gängen des Sanatoriums hingen, wie sonst nur auf dem Bahnhof, unübersehbar große, laut tickende Uhren, damit man eine Anwendung oder den Termin beim Doktor nicht verpasste. Auf Schritt und Tritt Spucknäpfe,

das kannte Gala aus Russland, solche Becken standen da am Eingang jedes öffentlichen Gebäudes. Bodmer war ein freundlicher älterer Herr, dessen Hände in den tiefen Taschen eines weißen Arztkittels steckten. Wie der Kollege aus Moskau richtete er sein Hörrohr auf Galas Brust und forderte sie auf zu husten und tief ein- und auszuatmen. Er wiegte seinen Kopf bedächtig hin und her, offenbar zufrieden mit dem, was er hörte.

»Es ist nicht allzu ernst«, befand auch er, »aber um den Thorax vollständig auszuheilen, werden wir das junge Fräulein eine Weile hierbehalten müssen.« Er entließ Gala zur Liegekur auf den großen Balkon.

Gala langweilte sich Tag für Tag auf der Licht- und Luftterrasse. Im Liegestuhl, den Körper fest eingeschlagen in die karierte Woldecke, unbeweglich zwischen anderen reglosen Gästen, fühlte sich Gala vertrocknen wie eine ägyptische Mumie. Das atemberaubende Schweizer Bergpanorama konnte während einer zweistündigen Liegekur zur monotonen Kulisse werden, in der sich, begleitet vom dumpfen Donner einer Lawine, die irgendwo im Tal abging, düstere Gedanken in Galas Kopf zusammenbrauten. Dagegen half die Literatur, Galas Lieblingsroman *Anna Karenina*. Lautlos bewegte sie die Lippen beim Lesen: ›Ja, beim Blick zum Himmel dachte ich daran, dass das Gewölbe, das ich sehe, nicht die Unwahrheit ist, und dabei habe ich etwas nicht zu Ende gedacht, mir selbst verheimlicht. Aber was es auch sein mag, Einwände kann es nicht geben. Ich brauche nur nachzudenken, und alles klärt sich auf!‹

In Davos kamen täglich neue Russen an. Sie logierten im *Kaiserhof* und in der *Villa Belli*, in der *Pension*

Tanzbühl wurden sie in landestypischem Ambiente mit ausschließlich russischen Speisen verköstigt. Am Bahnhof gab es ein eigenes Volkssanatorium für Russen und sogar ein Vizekonsulat, eine Außenstelle der Vertretung in Bern. Anfangs suchte Gala noch Kontakt zu Landsleuten, gegen Heimweh half der vertraute Klang der Stimmen. Doch das war das Einzige, was sie mit ihnen verband. Alle Russinnen wollten wie Tschechows *Drei Schwestern* fort von Zuhause, doch fern der Heimat verfielen sie alsbald in larmoyante Schwärmerei und sehnten sich zurück nach Mütterchen Russland. Die Begegnung mit einer Frau gab Gala allerdings zu denken. Diese Lidija Pisarschewskaja trug stets eine Kladde mit sich herum, in die sie bei Tisch und auf der Luftterrasse immer wieder etwas hineinschrieb.

»Führen Sie Tagebuch?«, fragte Gala neugierig.

»Aber nein«, bekam sie leicht indigniert zur Antwort, »ich arbeite an einem Roman. Einem Buch über Leben und Sterben in den Schweizer Bergen. Es soll heißen *Das Sanatorium des Todes und der Liebe*.«

Gala zog anerkennend die Augenbrauen in die Höhe. Sie beneidete Frauen, die schrieben, so wie ihre Moskauer Freundinnen, die Schwestern Anastasia und Marina Zwetajewa. Bei denen zuhaus am Arbat, dem Moskauer Künstler- und Intellektuellenviertel, wo schon Blok und Puschkin verkehrt hatten, wurde richtig viel geschrieben, sie lebten mit der Literatur, der Vater der Mädchen war Kunsthistoriker und ein berühmter Professor. Der Gelehrte sprach fließend Griechisch und Latein, als hätte er in der Antike gelebt; die Zwetajews waren mit ihren Töchtern durch die Welt gereist, nach Deutschland und in die Schweiz, Assia und Marina waren sogar schon in Paris gewesen. Sie hatten den imposanten Marmorsarg ihres Helden

Napoleon im Invalidendom gesehen und die umschwärmte Diva Sarah Bernhardt auf der Theaterbühne. Die Ältere der Zwetajewa-Schwester, Marina, schrieb Gedichte, die sie den beiden jüngeren Mädchen vorlas, sie hatte bereits etwas veröffentlicht.

»Schreiben würde ich auch gern«, gestand Gala der ambitionierten Autorin Lidija Pisarschewskaja, »aber ich fürchte, mir fehlt das Talent.«

Der junge Mann, der Gala heute früh aufgefallen war, als er mit einem dicken Buch unterm Arm die Sanatoriumsbibliothek verlassen hatte, lag nur zwei Chaiselongues weiter auf der Licht- und Luftterrasse. Endlich jemand in Galas Alter. Er schien schon länger hier zu sein, sein ebenmäßiges Gesicht mit hoher, breiter Stirn war von frischer Farbe, als hätte er es schon oft der Hochgebirgssonne ausgesetzt. Aus seiner Wolldecke ragten schlanke, gepflegte Hände hervor, die das aufgeschlagene Buch aus der Bibliothek hielten. Gala bemühte sich, über die Liegen mit dösenden Kurgästen hinweg zu entziffern, was auf dem Buchrücken stand, doch so sehr sie die Augen auch zusammenkniff, die Schrift auf dem Ledereinband war zu klein. Gala überlegte nicht lange, sie schälte sich aus dem Plaid, erhob sich von der Liege und trat entschlossen auf den Unbekannten zu.

»Entschuldigen Sie die Störung. Darf ich fragen, was Sie da lesen? Bei so einem dicken Buch braucht man ja einen langen Atem.«

»Victor Hugo«, antwortete der junge Mann mit kindlichem Lächeln und so prompt, als habe er nur auf die Frage gewartet. »Sein Roman *Der Glöckner von Notre Dame*. Apropos, kennen Sie Paris?«

»Leider nein«, antwortete Gala, »erzählen Sie doch mal.«

Der junge Mann rückte ein wenig zur Seite und machte eine einladende Handbewegung. »Bitte, nehmen Sie Platz, ich lese Ihnen gern ein wenig vor.«

Das musste er Gala nicht zweimal sagen. Der Mann begann mit sanfter Stimme, fast flüsternd, um andere Gäste nicht zu stören, aus dem Roman über den Glöckner Quasimodo und seine Angebetete Esmeralda vorzulesen, jede Seite eine einzige Feier der Stadt Paris und ihrer berühmten Kathedrale. Zur Mittagszeit war das Buch längst nicht ausgelesen. »Sich lieben heißt zwei sein und doch eines sein. Ein Mann und eine Frau, die sich zum Engel verschmelzen. Die Liebe ist der Himmel«, mit diesen Worten steckte der Vorleser eine Lederzunge zwischen die Seiten und klappte das Buch zu. »Fortsetzung morgen.« Der Umfang des Romans versprach viele weitere Lektürestunden.

Im Speisesaal war ein Tisch am Fenster frei. Hotelsilber blitzte in der Sonne, Gala faltete die gestärkte Serviette auseinander, breitete sie auf ihrem Schoß aus. Die Saaltöchter brachte Zürcher Geschnetzelt. Im Sanatorium herrschte durchaus keine Askese. Etliche Gäste, die glaubten, hier ihre letzten Stunden zu verbringen, wären niemals bereit gewesen, zugunsten stillen Bergquellwassers auf die Freude eines leichten Rausches zu verzichten, warum auch? Der Fendant war ein ausgezeichnete Weißwein aus dem Wallis, von dem man selbst mittags schon mal ein Gläschen trinken konnte, ohne dass er zu Kopfe stieg.

»Santé!« Paul hob das Glas.

»Nasdrowje!«

»Nasdrowje«, echote es vom Nebentisch.

»Warum schauen deine Landsleute eigentlich immer so

finster drein?» Paul wies mit dem Kopf zu der russisch sprechenden Gesellschaft, die aussah wie sieben Tage Regenwetter.

»Der Russe lächelt nicht aus bloßer Höflichkeit«, erklärte Gala, »wir lächeln nur, wenn uns jemand wirklich sympathisch ist.«

Ihren Worten ließ Gala ein strahlendes Lächeln folgen. Schon das Privileg der Jugend, das sie in der abgeschiedenen Bergwelt miteinander teilten, schuf Nähe zwischen ihnen.

Der junge Mann an Galas Tisch war gerade 17 Jahre alt geworden, kam aus Paris und weilte seit dem 19. Dezember 1912 im Sanatorium von Clavadel. Er hieß mit bürgerlichem Namen Eugène-Émile Grindel, fand aber, dass Paul Éluard für seine künftige Karriere besser klang.

»Ich bin Dichter«, sagte er. Allerdings sei für ihn eine andere Verwendung vorgesehen. »Ich soll in die Fußstapfen meines Vaters treten und ein ebenso tüchtiger Immobilienmakler werden wie er.« Clément Grindel hatte sich aus bescheidenen Verhältnissen hochgearbeitet. Paris expandierte, und am Montmartre, wo die Grindels lebten, wurde kräftig gebaut. »Aber auf Büroarbeit und Buchhaltung habe ich keine Lust.« Paul griff sich an den Kopf und verzog das Gesicht, als befahlen ihn bei diesen Worten jähe Kopfschmerzen. Er sah sich partout nicht als geschäftstüchtigen Makler, der seine Heimatstadt auf der Suche nach günstigem Baugrund abklapperte. »Wenn ich durch Paris gehe«, sagte er, »kommen mir immer Gedichte in den Sinn. Paris ist die Stadt der Poesie.« Er schloss die Augen und hob zu rezitieren an: »*Sous le Pont Mirabeau coule la Seine*. Unterm Pont Mirabeau fließt die Seine. Was Liebe hieß, muss ich es in ihr wiedersehn? Muss immer

der Schmerz vor der Freude stehn? Nacht komm herbei, Stunde schlag! Ich bleibe, fort geht Tag um Tag.«

»Das ist wunderschön«, sagte Gala. »Hast du das gedichtet?«

Der junge Poet schüttelte lächelnd den Kopf. »Leider nein, das ist von Verlaine«, gab er zu, »Paul Verlaine.«

Der verehrte Dichter, der 1896 gestorben war, blickte stumm von der Wand über dem Schreibtisch in Pauls Zimmer. Die Gipsmaske hatte er im Handgepäck ins Gebirge hinaufgebracht, eingeschlagen in ein dickes weiches Tuch. Verlaine war Pauls *Spiritus Rector*, der über ihn wachte. Leider gab es noch eine Person, die jeden von Pauls Schritten überwachte: seine Mutter. Seit Gala aufgetaucht war, sehnte Paul mehr als zuvor den Tag herbei, an dem Jeanne Marie Grindel endlich abreiste.

»Wer weiß, ob wir uns kennengelernt hätten, wenn Maman an jenem Tag nicht einen Termin bei Doktor Bodmer wahrgenommen hätte«, sagte Paul, »sie meint, jede Ablenkung von der Kur sei Gift für mich.«

»Ich bin die beste Kur für dich«, gab Gala kokett zurück.

Madame Grindels Misstrauen gegenüber Gala wurde vor allem dadurch genährt, dass die Russen in keinem guten Ruf standen, woran einzelne Individuen schuld waren, etwa ein Paar, das sich eine beträchtliche Geldsumme von den Zimmernachbarn geliehen und sich über Nacht aus dem Staub gemacht hatte, ohne die horrende Rechnung für den langen Sanatoriumsaufenthalt beglichen zu haben. Viele Häuser nahmen Russen nur noch gegen Vorkasse auf, manche gar nicht mehr, denn es gab auch Russen, die sich nicht an die Gesetze der Therapie hielten, indem sie heimlich dem Wodka zusprachen,

»Meine Mutter ist eifersüchtig auf alle, die mir zu nahe

kommen«, sagte Paul, »ich bin Einzelkind«, fügte er im Geständniston hinzu. »Aber dass ich Dichter werden will, dafür hat sie Verständnis, mir sogar in Aussicht gestellt, das erste Buch zu finanzieren.« Wegen Pauls schwächerer Konstitution hatten die Grindels davon Abstand genommen, weitere Kinder zu bekommen. Ihre ganze Sorge galt dem Jungen, der schon als Baby unter einer Meningitis litt. »Und hast du Geschwister?«, wollte Paul von Gala wissen.

»Zwei ältere Brüder, Vadim und Nikolas, und eine kleine Schwester, Lidija.« Statt von ihren Geschwistern, erzählte Gala lieber von ihrem Vater. »Mein Vater«, hob sie an und hielt inne. Von welchem Vater sollte sie erzählen? Von ihrem leiblichen Vater Ivan Diakonov, der schon 1905 gestorben war, als sie zehn geworden war? Oder von ihrem Stiefvater Dimitri Iljitsch Gomberg, einem angesehenen und vermögenden Rechtsanwalt? Obwohl sie ihn liebte, verkaufte Gala Leuten immer gern die abenteuerliche Geschichte von ihrem leiblichen Vater, der als Goldsucher in Sibirien verschollen war, 5000 Kilometer von Moskau entfernt; sie hatte das schon so oft erzählt, dass sie die Mär beinahe selbst glaubte. In Wirklichkeit hatte Ivan Diakonov in seinem ganzen Leben niemals je eine Goldmine gesehen, als braver Beamter des Landwirtschaftsministeriums kannte er lediglich die grauen, von Papirossi verqualmten Amtsstuben. Sie könnte Eindruck schinden und sich heute zur Abwechslung mal den Vater der Zwetajewa-Schwestern ausleihen, sich die Geschichte der Freundinnen anziehen wie eine zweite Haut und den großen Gelehrten Ivan Zwetajew zu ihrem Papa machen. Doch der junge Franzose, der ihr gegenüber saß und sie aus wachen Augen anblickte, schien unbestechlich zu sein. »Ich habe eigentlich zwei Väter«,

entschied sich Gala spontan für die Wahrheit. »Nach Papa Ivans Tod hat Mama bald wieder geheiratet. Alles redete über die unmoralische Witwe, die sich so schnell einen neuen Mann geangelt hat. Aber meine Mutter hatte nicht vor, den Rest ihres Lebens ganz in Schwarz zu fristen. Sie ist eine starke Frau, aber ihr größter Wunsch wäre es, auch mich mit einem Anwalt zu verkuppeln, standesgemäß.«

Ab und zu gelang es ihnen, Madame Grindel für ein paar Stunden abzuschütteln. Sie flanierten über die Promenade von Davos, aßen im Café Graubündner Nusstorte und schrieben ihre Namen in den Schnee. Von Heimweh keine Spur mehr, die Langeweile war der Unbeschwertheit gewichen. Der Bergwinter hüllte sie ein.

»In Russland fordert Väterchen Frost seinen Tribut, auf dem Land sterben die Leute, so kalt ist es. Der Frühling wird jedes Jahr sehnlich erwartet, wenn sich bei Tauwetter im April die Halme unter Schneeresten hervorkämpfen und die Birken erstes zartes Grün zeigen«, erzählte Gala.

»Der Pariser Winter ist gar kein Winter, statt Schnee nur Regen«, bedauerte Paul, »der Kamin im Salon dient bloß der Dekoration.« Er deklamierte: »*Pour les heureux en démente, l'âpre hiver n'a point d'effroi* ... Die Glücklichen, die im Vergessen leben, kann kein strenger Winter schrecken ... Auch das leider kein Vers von mir. Die *Winternächte* von Victor Hugo.«

Paul las Gala Baudelaire, Rimbaud und Verlaine vor, Gala brachte Paul Puschkins Versepos *Eugen Onegin* und den Symbolisten Alexander Blok nahe. Die zwei Leseratten verschwendeten keinen Gedanken daran, was nach Clavadel käme. Sie mussten hier keine Verantwortung für die Zukunft übernehmen. Die Zeit, die die laut tickenden

Uhren auf den Gängen des Sanatoriums anzeigten, galt ihnen nicht.

»Und wenn wir beide gemeinsam Gedichte schreiben?«, wagte sich Gala vor.

Wie auf Kommando schlug Paul sein Heft auf und zückte einen Stift. Gala schob die Stofftiere vom Bett und sie machten es sich darauf bequem.

»Poet, du mein Poet!«, rief sie aus.

»Du bist die Poesie!«, so Pauls Echo.

»Und du der klügste aller Männer!«

»Und du Muse ohne Hysterie!«

»Oh! Du! Sag', dass du mich liebst. Die Wörter werden sich nicht trennen. Das Leben ist so schön, so schön! Sag' du es mir.«

Wenn Gala schon keinen gelehrten Vater hatte wie die Moskauer Freundinnen, wenigstens einen Poeten wusste sie nun an ihrer Seite. Marina Zwetajewa hatte im Mai 1911 auf der Krim einen Mann kennengelernt. Er hieß Serge Efron, ein Offizierssohn aus Moskau. Er war wie Paul 17 Jahre alt, träumte von einer Zukunft als Dichter und litt unter Tuberkulose. Marina und Serge hatten bald geheiratet, im Januar 1912. Und wollte Gala nicht immer schon genau so sein wie ihre bewunderte Freundin?

Die Fahrt mit dem Luxusdampfer, der mit zwei Liebenden an Bord abgelegt hatte, ließ sich leicht verlängern. Viele Ärzte bescheinigten ihren Patienten auch ohne Auskultation und Röntgenbild, dass der Genesungsprozess, sollte er erfolgreich verlaufen, noch einige Zeit in Anspruch nahm. Auch Doktor Bodmer verlängerte den Kuraufenthalt der beiden jungen Leute ein ums andere Mal. Pauls Tuberkulose war zwar zum Stillstand gekommen, doch allein

beim Gedanken an die Abreise aus Clavadel, den Weg ins Tal, der ihn schnurstracks ins Immobilienbüro des Vaters führte, ergriff konvulsivisches Räuspern von ihm Besitz, das sich zu starkem Würgehusten steigerte. Stand er dann schwer atmend, mit hervorquellenden Augen und bläulicher Gesichtsfarbe vor dem Doktor, griff dieser ohne Zögern zum Arztblock: »Wir müssen Sie wohl noch eine Weile hierbehalten, junger Mann.«

Im Juni 1913 reiste Madame Grindel aus Davos ab. »Pass auf dich auf, mein Junge«, sagte sie und küsste ihren Sohn auf die hohe Dichterstirn, »und schreib doch mal.«

Zu Hause wartete Monsieur Grindel, hoffend, dass nach der Gattin bald auch sein Stammhalter gestärkt und geläutert aus den Bergen zurückkäme und, dort oben zur Vernunft gekommen, der brotlosen Kunst abschwören und beherzt den beruflichen Weg einschlagen würde, den er ihm geebnet hatte. Eine fromme Hoffnung, denn jetzt ging es erst richtig los. Kein Tag verstrich, an dem Gala und Paul nicht Verse machten.

»*Dialogues des Inutiles*«, sagte Paul, »Dialog der Taugenichtse, ja, so werden wir unsere gemeinsamen Gedichte nennen.«

Hin und wieder blieb ein Platz im Speisesaal leer, der Geruch von Desinfektionsmittel auf den Gängen sprach eine deutliche Sprache. Man sorgte dafür, dass sich der garstige Gedanke an den Tod keinen Moment lang breit machen konnte. Sterben war ohnehin etwas für alte Leute, was ging das Gala und Paul an.

»Ach, der Tod ist hier doch ein vornehmer Gesell«, sagte ein Mann am Nebentisch. »Unheilbar Kranken begegnet man ja nicht. Die hausen in dunklen Mietskasernen der Stadt.«